

Dienstag, 23. April 2024

Meinungen

Kolumne

Vollverfahren

Junge Frauen und Männer hatten politisch noch nie so abweichende Ansichten wie heute – warum das so ist und was das für den Fortbestand der Menschheit heisst.

Wie wieder zusammenfinden, wenn man sich mal auseinanderbewegt hat? Das ist eine Frage, die uns in Zukunft beschäftigen dürfte, wenn es um Geschlechter geht. In der Generation Z, den heute 18- bis 30-jährigen, werden die Frauen immer liberaler und die Männer immer konservativer. Die britische Zeitung «Financial Times» schreibt dazu: Die Gen Z sei zwei Generationen, nicht eine.

Verantwortlich für das politische Auseinanderdriften der Geschlechter ist die #MeToo-Bewegung und – natürlich – das Internet, wo die Gen Z den grössten Teil ihres Tages verbringt. #MeToo hat besonders unter jungen Frauen ein starkes feministisches Bewusstsein entstehen lassen. Und weil sie sich in den sozialen Medien mehr und mehr feministischen Inhalten ausgesetzt sahen, fühlten sie sich selbst irgendwann auch sicher genug, um sich im Alltag, in Gesprächen oder im Internet gegen strukturellen Sexismus auszusprechen. Was an sich eine super Sache ist (im Zuge von #MeToo werden auch nach sieben Jahren fast wöchentlich Fälle aufgedeckt, in denen Männer gegenüber Frauen ihre Macht missbraucht haben), hat inzwischen aber auch eine Art Überkompensation ausgelöst, deren Grundtenor es zu sein scheint: Jetzt sind wir, Frauen, dran und ihr, Männer, habt zu schweigen und zuzuhören.

Auf der männlichen Seite löst diese Devise Verlustgefühle oder Verletzung aus. Ersteres vorwiegend bei älteren Herrschaften (ja, den sogenannten «alten, weissen Männern»), die um ihre Vormachtstellung fürchten und sich darum mit Händen und Füssen und Leser-

briefen dafür einsetzen, dass die Verhältnisse so bleiben, wie sie sind. Und Letzteres besonders bei jungen Männern, die jüngst in eine Welt der Erwachsenen eintraten, in der alle von Anfang an gegen sie waren und sie für die bestehenden sexistischen Strukturen verantwortlich machten, obwohl sie eindeutig zu jung waren, um diese mitaufgebaut zu haben.

Das in Kombination mit den teils extremistischen Inhalten, die junge Männer derzeit in den sozialen Medien serviert bekommen (laut einer Studie der Dublin City Universität dauert es nur 23 Minuten, bis 16- bis 18-jährigen Jungs auf Tiktok frauenfeindliche und rechtsradikale Videos angezeigt werden, unabhängig davon, ob sie danach gesucht haben oder nicht), dürfte bei ihnen die Vermutung verstärken, dass früher vielleicht wirklich alles besser war.

Wie Umfragedaten der Financial Times zeigen, gehen die ideologischen Unterschiede inzwischen über #MeToo hinaus. Die Kluft, die sich damit zwischen progressiv und konservativ aufgetan hat, scheint sich auf andere Bereiche ausgedehnt zu haben. In den USA, in Deutschland und Grossbritannien vertreten junge Frauen inzwischen auch bezüglich Einwanderung und Klimawandel weitaus liberalere Positionen als junge Männer.

Was passiert, wenn Frauen und Männer nicht mehr zusammenfinden, zeigt sich in Südkorea, dem Land mit der weltweit grössten Geschlechterkluft. Dort war die Geburtenrate 2022 mit 0,78 Kind pro Frau so tief wie noch nie auf der Welt.

Wenn wir uns also nicht als Menschheit selbst auslöschen wollen, weil Frauen und Männer politisch nicht mehr zusammenkommen und darum auch keine Kinder mehr miteinander haben wollen, sollten wir vielleicht anfangen, aufeinander zuzugehen und einander (mit gleichmässigen Redanteilen) zuzuhören. Inzwischen dürften die Männer ebenso abgefickt von den gesellschaftlichen Verhältnissen sein wie die Frauen – vielleicht ist das ja die gemeinsame Basis, die wir brauchen, um die Dinge für alle besser zu machen.



Elena Lynch

1991, stammt aus Brig. Sie arbeitet als freie Journalistin in Zürich und Berlin.
elena@lynch.ch

Va Bär & Tal

Die Gemeinden gehen am Gängelband zugrunde

Die einst viel gelobte genossenschaftliche Gemeindefreiheit ist Schall und Rauch. Unentwegt angesagt ist wuchernde Bevormundung.

WB-Chefredaktor Armin Bregy, ein gut meinender Fusionsfan, will – im wiederholten publizistischen Anlauf – die 63 Oberwalliser Gemeinden neuerdings auf ein «gutes Dutzend» eindampfen. Die beamteten Gemeindefreier entwickeln selbstbestimmend CEO-Fantasien für ihren gemeinen Verwaltungsjob. Und das parastaatliche Kompetenzzentrum für Regionalentwicklung RWO AG vertut mit Blick auf die anstehenden Gemeindefreier seine Zeit mit unbeholfenen Werbeaktionen.

Ihnen allen liegt angeblich das Wohl der Gemeinden ach so sehr am Herzen. Schön wär's, wenn ihre wohlfeilen Rezepte taugen würden. Tun sie aber nicht. Weil sie über den Kern des kommunalen Ruins hinweggehen: an der schleichenden Entmachtung und politischen Kastration der Gemeinden. Ich sehe keine gesicherten Anhaltspunkte, dass kleine und mittlere Gemeinden schlechter geführt sind als die grossen. Es sei denn, man nehme die Höhe der Präsidentschafts- und Ratshonorare samt den geblähten Wasserköpfen in der Verwaltung als Bares für Wahres.

Zugegeben, Fusionen machen mitunter durchaus Sinn. Nur dürfen sie nicht von Resignation und Kapitulation getrieben sein. Sie müssen stattdessen auf drei Säulen beruhen: auf konkreten, für alle Beteiligten gewinnbringenden Projekten. Dem gegenseitigen Respekt auf Augenhöhe. Und gewährleistetester politischer Beteiligung. Das ist nur in den wenigsten Fusionsgemeinden der Fall. Stehen nicht vorab die eingemeindeten Dorfschaften zu oft als Verliererinnen da? Wer kümmert sich dort noch um die kleinen, aber wichtigen

Dinge des Gemeinwesens und Gemeinwohls, wenn sich die Wahrnehmung zusehends auf die Zentren fokussiert?

Dass viele Gemeinden mit dem Rücken zur Wand stehen, ist nicht zu bestreiten. Sie haben tatsächlich Mühe, fähige Frauen und Männer – die es in ihren Reihen weiss Gott hat – für den Gemeinderat zu gewinnen. Nicht zu reden von demokratischen Wahlen statt stillen, arrangierten «faits accomplis». Dabei wäre es ein durchaus spannendes Engagement. Keine andere Ebene öffentlicher Tätigkeit ist für die Bevölkerung wichtiger als die Gemeinde. Nirgends wäre man politisch näher bei den Menschen, ihren Problemen und Anliegen. Nirgends könnte man bei gutem Willen und etwas Kreativität mehr bewirken – mehr gestalten und nicht nur verwalten.

Genau hier, geneigte Leserinnen und Leser, liegt der Hund begraben. Gemeinden werden zunehmend zu Erfüllungsgehilfen von Bund und Kanton degradiert. Die Handlungsfreiheit als eigenverantwortliche politische Institution wird von oben herab übergriffen bis zum Verleiden eingeschränkt. Den Gemeinden werden laufend neue Aufgaben aufgebürdet und den Gemeinderäten gleichzeitig immer mehr Kompetenzen abgesprochen. Es gibt mittlerweile kaum einen Belang mehr, und sei er noch so geringfügig, bei dem die in Sitten nicht reinreden und vernünftige Lösungen erschweren.

Da helfen keine Fusionen, keine zum Manager beförderten Gemeindefreier, keine lapidaren Slogans wie «Sitz dich ein». Wer will schon als Stiefelknecht erhalten? Gemeinden

brauchen mehr Verantwortung und Kompetenzen. Am Gängelband der Kantonsverwaltung gehen sie zugrunde.

Die Parteien, meistens nur noch «blaghaft» funktionierende Wahlvereine, müssten im Wettbewerb der Ideen wieder Projekte einbringen und die kommunale Demokratie beleben. Etwa mit verbindlichen Gemeinde-Volksinitiativen, die leider jedoch noch rarer sind als das Alpen-Edelweiss. Die Expertinnen und Experten der RWO sind aus der thematischen Wohlfühl-oase im Natischer Campus herauszuholen und einzeln den Regionen zuzuteilen, wo sie – wie früher – mit entsprechenden Terrainkenntnissen vor allem eines zu tun hätten: die Gemeinderäte in ihrer politischen Arbeit zu unterstützen.



Beat Jost

1954, ist in Obergesteln aufgewachsen und lebt in Albinen.
bjc.jost@bluwin.ch

Kolumne

«23, 4, 20, 24...»

Über Harmonie, Faszination zufälliger Zahlen, Erfahrungen, Gewinne und Lottos, und was dies mit der Kindheit zu tun hat.

Die Zahlen 23, 4, 20 und 24 sind nicht nur Teil des heutigen Datums, sondern versetzen mich letztthin zurück in meine Kindheit.

In Stalden fand am 7. April das jährliche Lotto seiner Musikgesellschaft «Harmonie» statt. Während meiner Kindheit in Zermatt war ich oft an Lottos, aber als Erwachsener schon lange nicht mehr. Ein Lotto ist doch nur gepflegte Langweile, altmodisch, zeitverschwenderisch und für Senioren.

Am 7. April wurde ich in der Mehrzweckhalle eines Besseren belehrt, denn auf einmal lagen vor mir wieder Kartons mit

Zahlen, drei Reihen in der Höhe und neun in der Breite. Auf jeder breiten Reihe befinden sich fünf Felder mit Zahlen zwischen 1 und 90. Die vier weiteren Felder sind leer.

«23!», ruft ein Jahrgänger meiner Frau ins Mikrofon, nachdem er ein Täfelchen aus einem Beutel zieht. Zustimmungendes Blinzeln hier, enttäushtes Kopfschütteln dort. Wer, so wie ich, die Zahl 23 auf seiner Karte hat, greift nach einem der sich auf dem Tisch befindenden, etwas unregelmässig geschnittenen Papierschnitzel und bedeckt damit die Zahl. Ich gönne mir ein flüchtiges Lächeln. Mit «4» geht es weiter und ein Glücksgefühl er-

greift mich, da die Zahl 4 ebenfalls auf der gleichen Reihe ist. Bald ist die Quinterne erreicht! Befreit und erleichtert werde ich dann «Lotto! Lotto!» schreien.

«Mischen!», ruft jemand in der Halle.

«73» und meine Nervosität macht sich auch bei den Tischnachbarn bemerkbar. Es fehlen mir nur noch zwei Zahlen! Hoffentlich kriege ich einen Hauptpreis der Serie und nicht nur einen Trostpreis.

Während die Spannung steigt und es Zahl um Zahl weitergeht, steigt bei mir leider nur mein Frust und Neid. Als dann

auf einmal ein Klassenkamerad meiner Frau «Lotto im Computer!» ins Mikrofon ruft, sind Frust und Enttäuschung auf dem Höhepunkt. Warum dürfen Leute gewinnen, welche sich nicht einmal die Mühe machen, in der Halle zu sein? Nach dem Ertönen eines weiteren «Lotto!» nach der nächsten Zahl folgen direkt missgünstige Gedanken. So geht es weiter, und auf einmal ist die Serie erfolglos für mich beendet und der Geräuschpegel in der Halle nimmt wieder zu.

Interessanterweise ist das Gesellschaftsspiel Lotto ein Beispiel von einem «Kinderspiel». Entwicklungspsychologisch bezeichnet dies «die Tätigkeit des Kin-

des, bei der es, mit angeborener Neugier und Lust dem Spieltrieb folgend, sich selbst kennenlernen, seine Umgebung erforscht und sein Rollenverständnis in der Gesellschaft entwickelt».

Genauso ist es mir ergangen! Ich habe mich selbst kennengelernt, den Zufall in all seinen Facetten erlebt, meine Umgebung und Konkurrenz analysiert und kritisiert und einen geselligen Sonntagnachmittag inmitten der «Harmonie», der Faszination von zufälligen Zahlen und bekannten Gesichtern verbracht.

Es war eine Zeitreise in meine Kindheit und die fast vier Stun-

den vergingen wie im Flug. Reicher an Erfahrungen und Gewinnen (zwei Speckseiten, zwei Salsis und ein Gutschein) verliessen wir stolz und (emotional) erschöpft die Halle.

Bis zum nächsten Lotto!



Diego Kuonen

1973, stammt aus Zermatt und wohnt in Bern. Er ist Statistiker und Datenwissenschaftler.
diego@kuonen.com